

Das Porträt : Cécile Laubacher. Kunstvermittlung als Kunst

Autor(en): **Fassbind, Bernard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **120 (2010)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Porträt

Cécile Laubacher. Kunstvermittlung als Kunst

Bernard Fassbind

Cécile Laubacher empfängt uns in ihrer Brugger Altstadt-wohnung mit verbindlicher Herzlichkeit und schalkhafter Grandezza. («Habt Ihr etwas abzulegen? Bei mir geht das in – die Badewanne ...») Zur Einstimmung in unser Gespräch führt sie uns ein paar Arbeiten von Künstlern vor, die ihr besonders am Herzen liegen.

Anleitung zu schöpferischer Wahrnehmung

Was wäre die Aargauer Kunstszene und das Aargauer Kunstpublikum ohne Cécile Laubacher? Welche Künstlerin, welcher Künstler, welche Kunstbetrachter in der Region sind nicht in Berührung mit dieser Kunstvermittlerin gekommen – und verdanken vielleicht gerade dieser Begegnung wesentliche Impulse? Wie viele sind es, die sie schon hat dazu anleiten, um nicht zu sagen: verleiten können, die verschlungenen Wege der Kunst aufzuspüren und sie auch zu gehen? Wer versteht es wie sie, die oft komplexen Zusammenhänge architektonischer oder künstlerischer Sachverhalte in allgemein verständliche Wortbilder zu fassen? Wer hat nicht mindestens gehört von Atelierführungen im Aargau, von Museumsbesichtigungen irgendwo in Europa unter der Leitung von Cécile Laubacher? Zahlreich werden diejenigen sein, die dank der lebendigen und zugänglichen Art, in der diese Kulturvermittlerin Kunstwerke zum Sprechen zu bringen vermag, ihre eigene Wahrnehmung schärfen konnten. Und es könnten auch einige darunter sein, die unter dem Eindruck, den die Bruggerin in ihren Herzen und Köpfen hinterlassen hatte, selbst zur Kunst, zu Kunstvermittlung oder Kunstkritik fanden.

Verführung zu eigener Kreativität

Worin liegt das Geheimnis, das Cécile Laubacher dazu befähigt, Personen, die vielleicht noch nie ernsthaft mit



einem Zeichenstift hantiert haben, dazu zu bringen, dass sie frei mit Formen und Farben experimentieren und spielen und so Erfahrungen machen und sammeln? Zahlreiche Facetten dieser Persönlichkeit werden hier zusammenwirken. Sie selbst spricht von einer «Summe von Bezügen» sowie von «Entwicklung». Stichworte, die sich auch in Gesprächen, vor allem in der Art ihres Verlaufs, immer wieder bestätigt finden: Es lässt sich mit Cécile Laubacher leichter von hier nach dort springen, von diesem Thema zu jenem – nicht aus reiner Beliebigkeit, sondern, weil sie es so will, und sie will es so, weil sie in der Vielheit immer das Verbindende sucht und entdeckt. Und weil sich auch in einem Gespräch eine Entwicklung anbahnt. Ein Beispiel? Beziehen wir uns darauf, was Cécile Laubacher aus ihrem Volkshochschulkurs «Ornamentik oder die Lust zum Schmücken» berichtet. Was sie mit ihren SchülerInnen macht, sei, so sagt sie, das Einfachste, Grundlegendste, das sich denken lässt. Den Ausgang bilden graphische Elemente wie Punkt und Linie, dann die Fläche: «Beobachten Sie, wie die entstehenden Linien sich kreuzen, sich überschneiden, sich ineinander-schlingen – wie sie schon bald ein Geflecht, ein Netz bil-

den!» Dann die Farbe! Auch hier weckt Cécile Laubacher in ihren VolkshochschülerInnen die Neugierde und die Entdeckerlust. Ich setze mich als stiller Zuhörer in ihren Kurs für Ornamentik. Die Frauen und ein Mann haben sich an den Tischen eingerichtet und arbeiten an ihren Farbzeichnungen weiter. Wichtig ist für Cécile Laubacher, dass die Teilnehmer sich in ihrer Zeichen- und Malarbeit dem prozesshaften Geschehen öffnen und anvertrauen; einem Entwicklungsprozess, der Ergebnisse zeitigt, die nicht vorausszusehen sind. Und sie könnten dabei, so unterstreicht sie, die Gewissheit haben, dass etwas entsteht – weil Gesetzmässigkeiten zugrunde gelegt sind. Ein Rahmen, innerhalb dessen gearbeitet wird, ist also gegeben – vielleicht die Tonfolge eines einfachen Liedes oder eine Buchstabenreihe usw. Darauf aufbauend, entstehen schliesslich reichhaltig orchestrierte Ornamentblätter, bei jeder Teilnehmerin in einer ihren Farb- und Formvorlieben entsprechenden, eigenen Weise. Man fühlt sich teilweise an Blätter von Paul Klee erinnert, jedoch ohne dass tatsächlich an solches gedacht worden wäre. Die Komplexität entsteht aus einfachsten Voraussetzungen und aufgrund einiger weniger Regeln – das ist, was Cécile Laubacher fasziniert und worauf sie ihre Schüler aufmerksam werden lässt. Nicht Vorkenntnisse sind wichtig, sondern sie fordert die Leute auf, selbst zu entdecken, wie mit einigen einfachen Regeln – die man auch wieder verlassen soll – eine ungeheure Vielfalt entstehen kann. Man darf, man soll sich verwickeln lassen in diesen Prozess. Und man sieht, wie die verschiedenen ‚Handschriften‘ wachsen.

Von Mannigfaltigkeit bestimmter Weg

Schon von früh weg zeigten sich bei Cécile Laubacher vielfältige musische Interessen und Fähigkeiten, und dementsprechend breit gefächert waren die kindlichen Berufswünsche: Tänzerin, Sängerin, Pianistin, Malerin ... Cécile Laubacher verlebte eine zwar nicht ungetrübte Kindheit, wuchs indes in einem Elternhaus auf, das ihr eine ihrer Vielseitigkeit entgegenkommende Ausbildung ermöglichte. Zwar liess es die Mutter nicht zu, dass ihre Tochter sogleich ans Konservatorium ging; das wäre wohl zu bohèmehaft gewesen. Zunächst war da die ehrwürdige Kantonsschule in Aarau als Ort elterlicher Wahl zu absolvieren.

Nach einem halben Jahr ‚Welschland‘ – in einer besonderen Variante: als Vorkurs-Schülerin an der Ecole des Beaux-Arts in Genf – rät ihr eine etwas ältere Freundin, doch an die sich am Bauhaus und damit an der Moderne orientierende Kunstgewerbeschule Zürich zu wechseln.

Cécile Laubacher hatte damals die Idee, Innenarchitektur zu studieren. Aber es kam zu einer Rochade: Statt Gestalterin wurde sie Interpretin; zur Instanz, die Kunstwerke betrachtet und analysiert, zu verstehen sucht – immer mit Blick auf andere Menschen, deren Augen und Seele dafür geöffnet werden können. Es war wesentlich die unkonventionelle Art der Kunstvermittlung des Zeichenlehrers an der Kantonsschule gewesen, was die junge Frau beeindruckt und inspiriert hatte – und sie schliesslich die Zeichenlehrausbildung ergreifen liess. Durch Carlo Ringiers Ausstellungshinweise, so erzählt Cécile Laubacher, sei sie zudem in die Aargauer Kunst hineingewachsen; hier habe sie die Aargauer Künstler kennengelernt – «zuerst die Bilder an der Wand, dann, an Vernissagen, auch die Künstler selbst». Ein Problem bildete nun aber die Musik: sie lässt der Kunstgewerbeschülerin keine Ruhe. Der Kanti-Zeichenlehrer Ringier versucht zu beruhigen: Als Zeichenlehrerin könne sie es sich später schon so einrichten, dass ihr noch Zeit für die Musik bleibe. Der das sagte, rechnete allerdings nicht mit der Art, wie diese Frau ihre Arbeit auffasst: als totales Engagement. Das bedeutete für Cécile Laubacher aber auch, dass sie ans Zeichenlehrerdiplom gleich ein Musikstudium anhängte: 1951 schliesst sie mit dem Klaviersdiplom ab; mit Orgel und Sologesang als Nebenfächern. Es folgten verschiedenste Sologesangsauftritte in geistlichen Konzerten, die Mitarbeit im Wettinger Kammerchor und im Aarauer Kammerchor sowie das Erteilen von Klavierunterricht. Dass sie sich immer wieder mit dem Thema der Gesetzmässigkeiten beschäftigte, das habe natürlich, so betont sie, zu tun mit dieser langjährigen und intensiven musikalischen Auseinandersetzung! Hier holte sie sich die Grundschulung im Erkennen von Strukturen und im Arbeiten mit von Repetition geprägten Systemen – was gerade auch in der bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle spielt!

Obwohl Cécile Laubacher selbst auch gemalt hat, hat sie nie ausgestellt. Das sei für sie nie wichtig gewesen. Wichtig sei ihr gewesen, unabhängig vom Elternhaus zu sein. Und das hiess: Geld verdienen. Nie hätte sie sich in ihrer Jugend gedacht, sagt sie lachend, dass sie einmal «Lehr-tante» (so ihre eigene Bezeichnung) würde. Und doch: Als Zeichenlehrerin fand sie Anfang der fünfziger Jahre ihre erste Stelle – bei den Hochbauzeichnerlehrlingen, an der Gewerbeschule in Brugg. Sie führte die angehenden Hochbau-Berufsleute an die Kunst von Klee, Picasso oder Chagall heran – in den Augen des damaligen Schulleiters ein Sakrileg. Da kam es ihr gelegen, dass der Zeichenlehrer Roland Guignard am Lehrerinnen-Seminar in Aarau sie oft für Vertretungen einsetzte. So machte Cécile Lau-

bacher dann auch in Aarau Karriere. Dort amtierte die junge Kunstpädagogin an der Kantonsschule und in der Lehrerinnen-Bildung; und dort war ihre Aufgeschlossenheit glücklicherweise gerne gesehen! Den Ausschlag gaben unter anderem Arbeiten, die am Seminar in Zusammenhang mit dem Lampionumzug anlässlich des sogenannten «Bachfischet» entstanden. Cécile Laubacher revolutionierte mit den Lampions ihrer Schülerinnen den Umzug. Nach ihren eigenen Worten waren die langen Jahre (von 1958 bis zur Pensionierung) an der Alten Kantonsschule Aarau «das Highlight» in ihrer beruflichen Tätigkeit. Dass sie dreissig Jahre lang dort hat wirken können, empfindet sie noch heute als ein besonderes Glück – gerade auch, da dies in jene wichtige Zeit des Umbruchs um 1968 fiel, als nebst vielem anderen schliesslich auch der Zeichenunterricht sich veränderte und erneuerte. Zudem habe sie an allen verschiedenen Schultypen unterrichten können: vom Wirtschaftsgymnasium bis zu den Lateinern und den Griechischmaturaklassen. Insgesamt habe sie die liberale Atmosphäre an diesem traditionsreichen Gymnasium sehr geschätzt; der Gründergeist von 1802 sei noch spürbar gewesen!

«Der Sinn erweitert, aber lähmt, die Tat belebt, aber beschränkt.» (J.W. Goethe, Maximen und Reflexionen.) Das heisst, für bestimmte Aufgaben braucht es beides: Sinn wie auch die Fähigkeit zur Tat. Es seien jedoch nur wenige, formuliert der Altmeister an derselben Stelle, die über beides verfügen. Cécile Laubacher zählt sicher zu dieser Spezies. Die verschiedenartigen Tätigkeitsfelder, in denen sie sich seit jeher bewegt, erfordern sowohl praktisch-gestalterisches Verständnis als auch analytisches Vermögen gegenüber künstlerischen Phänomenen und schliesslich ein vehementes Interesse an Vermittlung. Wie sie auch selbst sagt, schöpfte sie ihre Lebensenergie schon immer direkt aus solch vielfältigem Wirken. Sie arbeitete zuerst als Zeichenlehrerin, gleichzeitig war sie im Vorstand des Kunstvereins für das Aargauer Kunsthaus tätig und wirkte so mit beim Aufbau von dessen Sammlung. Im Jahr 1952 war sie mitbeteiligt bei der Gründung der Pro Argovia; dort amtierte sie später als Mitglied des Stiftungsrats. In jener Zeit entstanden auch die ersten Kleintheater der Schweiz – so die Innerstadtbühne Aarau (die ‚Urbühne‘ der Tuchlaube). Wiederum zählte Cécile Laubacher (mit Anton Krättli und weiteren Theaterbegeisterten) zu den Initianten, und tatkräftig wirkte sie mit bei der Bühnenausstattung oder beim Entwerfen von Kostümen und Bühnenbildern. Natürlich war sie auch im Aargauischen Zeichenlehrerverband – und hier garte es! Sie waren ihrer Fünf, die damals ‚berüchtigten‘, der Moderne zugewandten Neuerer: der spätere Konservator

des Aargauer Kunsthauses Heiny Widmer, der Maler Willi Schoder, der Laufenburger Plastiker Erwin Rehmann, der Oltener Zeichenlehrer Härri – und: Cecile Laubacher. Ein weiteres von ihr geliebtes Feld war während vieler Jahre die Tätigkeit als Kunstvermittlerin im Kunsthaus Aarau! Ins selbe Gebiet gehören die Führungen, die sie auf Kunstreisen anbot. Und noch heute ist C. Laubacher an der Aargauischen Volkshochschule als Vorstandsmitglied Mitgestalterin des Programms. Ihre Kurse, die sie jetzt v.a. von Brugg aus anbietet, sind seit vielen Jahren ein Erfolg. Auch die Atelierbesuche bei Aargauer Künstlern sind längst Tradition geworden und finden immer wieder eine Fortsetzung.

Beim Betrachten von Bildern, sagt Cécile Laubacher, auf Grundsätzliches anspielend, frage sie sich immer: «Was ist in der Kunst erkennbar als Gesetz?» Und das heisse zugleich: «Woran erkennt man, dass etwas gemacht ist?» Das Gesetzmässige, jedoch auch das Durchbrechen der Regel – beides zusammen mache ja Kunst aus! «Wir lernen», sagt sie, «nach Gesetzen vorzugehen – und dann tappen wir oft, zu oft, in die Falle: Wir verwechseln den lebendigen Zusammenhang von Gesetzmässigkeit und Chaos mit einfacher Harmonie, mit dem Hang zum Nur-Schönen! Wir wagen den Bruch, das Aufbrechen dann oft nicht mehr. Immer suchen wir in den Bildern ein Gleichgewicht; eines, das eine Vollkommenheit vortäuscht.» Und hier wolle sie Gegensteuer geben! «Damit nicht die fixen Ideen einer übernommenen, konventionellen Gesetzmässigkeit Gestalt gewinnen und die im Kopf gespeicherten Fesseln reproduziert werden, sondern damit eben Neues entstehen kann, Unerwartetes – wobei sich dann wieder neue Regelhaftigkeiten erahnen lassen und eröffnen können!»

Älterwerden und Sprache

Oft frage sie sich jetzt: «Was heisst das, älter werden?» Und sie sehe dabei einen deutlichen Zusammenhang mit der Sprache. Die Alltagsprache sei eine andere geworden; die Wörter hätten einen fremden Sinn angenommen, und sie könne sie oft nicht mehr so gebrauchen wie früher. Spürbar werde ihr das beispielsweise beim Reden über Bilder. Wenn sie Führungen mache, dann könne sie jeweils spontan Verbindungen zur gegenwärtigen Zeit herstellen; das seien dann eigentliche Einfälle. Sie wolle die Bilder für die Leute zum Leben erwecken. Oder vielleicht: die Leute zum Leben – zum Leben jener Bilder – erwecken. Sie wolle das Bild in der Ausstellung zu einem Bild der Leute, verständlich in deren Jetzt, werden lassen.

Genau dann merke sie, wie ihr die passende Sprache plötzlich fehle. Wenn die Wörter nicht mehr dieselben Konnotationen aufweisen, entstehe eine Distanz – zu den Dingen, zu den Menschen, zu allem. Man versteht einander kaum mehr. Mit dem Älterwerden zeige sich einem die Welt anders, fremd! «Vielleicht daher», fährt Cécile Laubacher weiter, «drängt es mich manchmal zur Ironie – bis zum Zynismus. Aber dann ist da immer, nebst dem Weinen, ein Lachen!» Sie könne nicht mehr nur die eine Seite beleuchten; immer sei es ein Sowohl-als-auch. «Ab und zu schleicht sich jetzt eine Enttäuschung zwischen die Empfindungen und in die Gedanken hinein. Und ich bin mir dessen bewusst wie vielleicht noch nie. Begeisterung und Trauer – alles, was Sprache beinhalten kann, drängt sich mir auf und schiebt sich in die einzelne Wahrnehmung hinein. Ja: ‚Edel sei der Mensch!‘, wie schön! Und wie trügerisch! Ich merke jedoch, wie tief in mir diese Vorstellung – als ein Gebot und als ein Idealbild – wurzelt und mich gefangen hält. Und wie es andererseits mir doch auch Halt gegeben und mich geleitet hat.» Einst, fährt sie weiter, da habe das kindlich-jugendliche Kennenlernen und schliessliche Insichaufnahmen geltender Normen und Werte zugleich das Ankommen in der Welt der Erwachsenen, ja, überhaupt in der Welt, bedeutet. Die Wertvorstellungen, Werte als ‚Ideale‘ – die wesentlich mittels Sprache fortgepflanzt würden –, hätten sich jedoch, wie jedermann wisse, gründlich verändert, und der Werteverlust werde täglich sichtbar. «Aber was», fragt sie, «wird dagegen unternommen? Unsere heutige Wegwerfgesellschaft wirft auch die sie einst zusammenhaltenden Werte einfach über Bord.» Da stelle sie dann fest, wie sich ihre eigene Toleranzhaltung aufspalte: Einerseits werde sie toleranter (gerade auch in Zusammenhang mit der ihr eigentümlichen Neugier) – auf der anderen Seite verliere sie oft die Geduld und werde intolerant. Was dann zu einer Spannung führe, die sie fast zerresse. Auf die Frage, ob diese Spannung nicht andererseits ein breiteres Verstehen, ein schärferes Sehen mit sich bringe, gibt Cécile Laubacher eine unerwartete, poetisch anmutende Antwort: «Der Klang der Farben verändert sich. Dies ist auch ein Teil des Älterwerdens: die veränderten Farbklänge.»

Das eigene Ergriffensein weitergeben

Cécile Laubacher, die so vielseitige Kulturvermittlerin, vermag immer wieder, ihr Publikum für die Kunst und deren Geheimnisse zu gewinnen. Einer der Gründe dafür mag darin liegen, dass sie, was sie vertritt, selbst lebt; von den Botschaften, die sie vertritt, ist sie erfüllt.



Vielleicht darf man von zwei sich ergänzenden Seiten ihrer Person sprechen: einerseits einer mehr nach innen gerichteten, sich an Innerem orientierenden, einer einfühlsamen, empfindsamen Seite. Die Fähigkeit beinhalten, einer Situation mit allen verfügbaren seelisch-geistigen und physischen Instrumenten und Fähigkeiten zu begegnen und sich ins Innere des anderen vorzutasten. Dann die komplementäre Seite: die Seite jener Kräfte, die Cécile Laubacher nach aussen, zu den Zuhörern hin führen; Kräfte, die eine Zuhörerschaft erzeugen, indem sie das phänomenbegeisterte Feuer, in dem Cécile Laubacher gewissermassen steht, auf den anderen Menschen übergreifen lässt.

Cécile Laubacher lässt sich von den unterschiedlichen Erscheinungsweisen der Realität, von den verschiedenen Wirklichkeiten, die sich ihr zeigen, faszinieren und ergreifen, und es geht für sie – wenn sich das so sagen lässt – darum, diese Begeisterung, diese Ergriffenheit gemeinsam mit anderen Entdeckungswilligen und Empfindungsfreudigen in einer beinahe festlichen Inszenierung zu feiern und zu begehen. So erscheint es fast als selbstverständlich, dass, wieviel Intellekt auch immer dabei ist, im selben Mass auch das Herz beteiligt ist.

Kunst entsteht oft in einem der Gesellschaft entgegengesetzten, sich entgegenstellenden intentionalen Raum. Cécile Laubacher vermag demgegenüber jene oft in Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit entstandenen Werke sozusagen zu «sozialisieren», sie der Gemeinschaft zurückzugeben.